

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Charakterköpfe aus der antiken Literatur

Fünf Vorträge

**Schwartz, Eduard**

**1906**

V. Cicero

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3042)

## V

## CICERO

Die menschliche Persönlichkeit antiker Literaturgrößen ist in der Regel nur soweit kenntlich als sie sich in ihren Werken aus- oder in die Erinnerung anderer eingepreßt hat. Wie diese Werke gereift, welche innere Kämpfe in ihnen oft mehr begraben und beigelegt als in die Erscheinung getreten sind, das bleibt stets ein Problem, dessen Lösung nur teilweise möglich ist. Wo gar wie bei Plato eine reiche, sehr mannigfaltige Schriftstellerei vorliegt, die der äußeren Datierung ermangelt und doch die komplizierte Entwicklung eines langen und reichen Menschenlebens voraussetzt, da verwickeln sich die Fragen nach der Abfassungszeit, nach Anlaß und Zweck der schriftstellerischen Leistungen in der verhängnisvollsten Weise mit der Analyse des Individuums. Mit einem Manne des Altertums steht es anders, der darum auch in der Geschichte der Antike immer einen besonderen Platz einnehmen wird, mit Cicero. Seine literarische Tätigkeit, besonders seine Reden, enthalten eine gewaltige Fülle von Selbsterzählungen und Selbstbekenntnissen, die biographische Überlieferung über ihn ist reich und verhältnismäßig rein, und beides zusammen macht die Kunde von ihm erheblich vollständiger als von den meisten Schriftstellern des Altertums. Einziger Art aber ist seine Korrespondenz, und innerhalb dieser wiederum sein Briefwechsel mit seinem

Jugendfreunde, dem feingebildeten und geschmeidigen Finanzmann und Buchhändler T. Pomponius Atticus. Seine übrigen Briefe zeigen ihn so wie er sich in der Öffentlichkeit geben wollte; die vertraulichen Schreiben an Atticus, vom kleinsten Billet bis zur langen Herzensergießung, decken das innere Leben, die Gedanken und Pläne, die Hoffnungen und Schmerzen dieser leicht erregbaren Menschenseele mit einer Offenheit und Klarheit auf, die allein genügen würden Cicero die Unsterblichkeit zu sichern. Nicht als ob er den Stil dieser Briefe geschaffen hätte. In dem umständlichen, komplimentenreichen Pomp der offiziellen Schreiben, einerlei ob sie von ihm oder von anderen römischen Großen herrühren, spiegeln sich die Umgangsformen einer stolzen Aristokratie ab, die den Schein auch im Verkehr mit den nächsten Standesgenossen zu wahren gelernt hat, und ebenso setzen die intimen Billets eine Konversationsprache voraus, in der Männer von Welt über alles, über Tatsachen und Situationen, über persönliche Empfindungen und die allgemeine Stimmung plaudern können ohne ihre vornehme Nonchalance aufgeben zu müssen. Eine solche Sprache ist nicht das Werk eines Einzelnen, sondern der Gesellschaft, und in dem Rom der ciceronischen Zeit gab es eine sehr exklusive, sehr medisante und sehr korrupte Gesellschaft, in der denn auch die Kunst des Briefschreibens eifrig geübt wurde. Was Cicero auszeichnet, ist die wunderbare Fähigkeit sich selbst in dem Austausch mit dem Freunde so zu zeigen wie er war. Hier spielt er nicht den Konsular und Senator, nicht den gefeierten Sachwalter und Redner, auch nicht den weltverachtenden Philosophen oder den witzigen Gesellschafter: hier ist er einfach Cicero, der Cicero der mehr in sich hat als die verschiedenen

Masken verraten, die ihm das Schicksal aufgesetzt, und sich darum nicht scheut diese Masken einmal abzulegen, auch dann abzulegen, wenn die lebendigen Züge dahinter durchaus nicht imposant sind. Das bringt nur ein innerlich selbständiger Mensch fertig; das Komoedien spielen darf nur der Pöbel nicht lassen, der mit erborgten Gefühlen und Gedanken sich behelfen muß. So hat Cicero nicht ohne Verdienst das Glück daß neben seinen Werken auch der Mensch selbst fortlebt; und weil er auf der Wende der Zeiten steht, weil Griechisches und Römisches, Politik und Philosophie, die Wirkungen weltgeschichtlicher Katastrophen und die Stille des Literatendaseins im Wesen und im Leben des proteusartigen Mannes miteinander wechseln und sich ineinander verschlingen, ist auch das Menschliche, das rein Persönliche in ihm mehr als ein interessanter Roman. Eine geschichtliche Tragödie spielt sich da ab, die den immer wieder erschüttert, der nicht anklagen und nicht entschuldigen, sondern nur aufmerksam und offenen Herzens zuschauen will.

Cicero ist im Jahre 106 in Arpinum geboren, einem kleinen Bergstädtchen am oberen Liris, dessen romantische Schönheit er selbst warm geschildert hat. Die Landschaft ist ihm immer etwas Wichtiges geblieben. Wenn er im späteren Leben an allen möglichen Plätzen sich großen Besitz kaufte und riesige Parks auf seinen Villen anlegte, so huldigte er damit allerdings der allgemeinen Gewohnheit der römischen Großen; aber er folgte nicht nur der Mode und ihn trieb nicht das Bedürfnis zu prunken. Das reflektierte Naturgefühl, wie es Plato zuerst ankündigt und der Hellenismus raffiniert ausbildet, paarte sich in dem Sohn der Berge mit der Anschauung die noch jetzt in jedem richtigen Italiener lebt, daß

zum Leben des Mannes ein Landhaus unentbehrlich ist; die Freude in der Natur mit den Freunden zu plaudern und die Wohltat mit dem Schmerz in die Einsamkeit von Wald und Meer zu flüchten äußern sich oft bei Cicero in völlig modernen Ausdrücken.

Es ist auch geistig eine reine Luft gewesen, in der Cicero aufwuchs, sehr verschieden von den Miasmen der Hauptstadt, wo die fortdauernde Revolution alle noch gesund gebliebenen Kräfte in ihre Strudel zog. In diesen römischen Landstädten hatte sich ein starkes Gefühl von der Größe und Herrlichkeit des römischen Staats erhalten, das noch in den Krisen der caesarischen Zeit mehr als einmal spontan hervorbricht. Die beiden berühmten Arpinaten, Marius und Cicero, sind, jeder in seiner Weise, durch ihren vom Lande mitgebrachten Patriotismus von vorn herein in Gegensatz zu der stadtrömischen Nobilität geraten, die sich längst daran gewöhnt hatte ihr Interesse mit dem des Staats zu identifizieren, und beiden ist der Gegensatz verhängnisvoll geworden.

Ciceros Vater war römischer Ritter, also ein wohlhabender Mann, und nicht ungebildet; die Bücher sollen nach dem Zeugnis des Sohnes sein Trost gewesen sein, als ihm das Alter die Gesundheit nahm. Er erzog den Sohn sorgfältig und schickte ihn, als er herangewachsen war, in die Hauptstadt, damit er Karriere machte. Dort begann der junge Cicero sich zum Redner auszubilden grade als der Bundesgenossenkrieg ausbrach; auf dessen Beilegung folgten der sullanisch-marianische Bürgerkrieg und die unerhört blutige Restauration des Senatsregiments durch Sulla. Neben der Praxis — er hörte nach römischer Sitte so viel Sachwalter und politische Redner wie möglich — trieb er eifrig theoretische

Studien. Wichtiger als die Unterweisung eines Stoikers in der formalen Logik wurden für ihn die Vorlesungen des akademischen Philosophen Philo, den der mithradatische Krieg 88 nach Rom trieb. Nachdem er schon unter Sullas Diktatur als Sachwalter aufgetreten war, unternahm er im Jahre 79 eine Studienreise nach dem Osten. Zunächst ging er nach Athen um bei Philos Nachfolger Antiochos Philosophie zu hören; dort machte er mit seinem getreuen Atticus, mit dem Bruder Quintus und dem Vetter Lucius nach der Vorlesung stimmungsvolle Nachmittagsspaziergänge nach dem völlig verlassenen und verödeten Garten der Akademie und feierte die großen Erinnerungen. Auf das eine philosophische Semester folgten drei rhetorische bei den Koryphaeen der Beredsamkeit und den Professoren der Rhetorik in Kleinasien und Rhodos. 77 kehrte er nach Rom zurück.

Zu der Zeit in welcher der junge Cicero bei den Griechen in die Lehre ging, war der alte Streit zwischen Philosophen und Rhetoren wieder aufgelebt. Die praktische Beredsamkeit, die unter dem monarchischen Hellenismus nichts zu tun hatte, erwachte in Kleinasien unter der römischen Herrschaft zu neuem Leben, und für das Handwerk der rhetorischen Schulmeister eröffneten sich gute Aussichten, seitdem die Technik der griechischen Beredsamkeit von den römischen Sachwaltern für nützlich und bald für unentbehrlich gehalten wurde. Andererseits strebten die Philosophen danach die geistige Ausbildung der herrschenden Nation zu monopolisieren, und der Streit ob die Routine des Rhetors oder die Dialektik des Philosophen den Redner auszubilden vermöchte, wurde zu voller Heftigkeit entfacht, als der geistvolle Carneades, um den stoischen Dogma-

tismus zu widerlegen, die alte Kunst zwei einander entgegengesetzte Thesen zu verteidigen zu neuem Glanz ausbildete. Ein halbes Jahrhundert später tat Philo den wichtigen Schritt daß er neben der Philosophie auch Rhetorik dozierte. Er zog damit nur die praktische Konsequenz der platonisch-aristotelischen Sätze die in der Polemik gegen die Rhetoren immer wieder von philosophischer Seite vorgebracht wurden, und hat mit dieser Erweiterung seines Lehrbetriebs durchaus nicht ein neues, das Monopol der Philosophie durchbrechendes Bildungsideal aufstellen wollen. Wenn die Beredsamkeit einmal da und wenn sie lehrbar war, so konnte es besser scheinen, wenn die Philosophen selbst sie lehrten als wenn sie die Rhetoren schalten, daß sie die Lehrer spielten ohne zu wissen was sie lehrten. Bei den Schülern, um welche die griechischen Professoren sich zankten, bei den Römern verschoben sich die Bildungswerte allerdings dadurch daß sie bei beiden, bei den Rhetoren und bei den Philosophen Redekunst studierten. Für sie, die insgesamt praktische Staatsmänner werden wollten, war die Beredsamkeit als politisches Mittel unendlich wertvoller als für die zu dauernder Untertanenschaft verurteilten Griechen, und wenn das Studium der Philosophie zu dem der Beredsamkeit in nähere Beziehungen trat, lag es ihnen nahe, in dieser nicht mit den Philosophen ein Nebenprodukt der Philosophie zu sehen, sondern umgekehrt in der Philosophie ein Mittel um dem Redner Stoff und Gedanken zuzuführen. Und Cicero ist bei dieser Anschauung nicht stehen geblieben. Er war kein Redner vom Schlage des Demosthenes oder C. Gracchus, denen die Rede nur einer und nicht einmal der stärkste Hebel war um ihre politischen Ziele zu erreichen; er hat stets wie Isokrates geglaubt daß

mit einer glänzenden rednerischen Leistung die Sache abgetan sei. Ihm ist der philosophisch gebildete Redner das Lebensideal, wenigstens das Lebensideal des Römers, dem die staatlichen Pflichten und der politische Ehrgeiz — beides läuft für ihn zusammen — nicht gestatten sich der Philosophie ganz hinzugeben. Sicherlich trifft ihn das Urtheil das Plato über die Leute fällt, die sich etwas darauf zu Gute tun zwischen dem Philosophen und dem Politiker die Mitte zu halten, daß diese sowohl in der Philosophie wie in der Politik hinter denen zurückstehen, die das eine oder andere zum ausschließlichen Beruf wählen; zugleich aber passen auf ihn auch die Worte mit denen der große Philosoph milde und überlegen fortfährt: „solcher Leute Streben muß man verstehen und nicht verurteilen, sie vielmehr für das nehmen, was sie sind, und mit jedem Menschen zufrieden sein, der nur irgend etwas vorträgt, das zur Sphaere des Vernünftigen gehört, und es energisch verfolgt.“ Und wie das philosophische Denken der Sophisten des 5. Jahrhunderts die Ausbildung der attischen Prosa erst möglich gemacht hat, so ist es die philosophisch-dialektische Bildung gewesen, die das angeborene sprachliche Talent Ciceros so weit schulte, daß er sich den Ruhm erwarb, den ihm keiner streitig machen kann, der lateinischen Sprache den Prosastil geschaffen zu haben, der sie zu einer Kultursprache erhoben hat.

Cicero wurde als Sachwalter rasch berühmt; es verstand sich für ihn von selbst, daß er die politische Laufbahn einschlug. Die Zeiten welche unmittelbar auf die blutigen Jahre des Bundesgenossenkriegs, der Kämpfe zwischen Sullanern und Marianern, der optimatischen Restauration folgten, waren einem so für den inneren Frieden geschaffenen Talent, wie das seine es war,

günstiger als es den Anschein hat. Der Abscheu vor dem Bürgerkrieg, vor den Gewalttaten der Revolution und Restauration hatte sich der Generation die Sulla überlebte, tief eingegraben, die neue Ordnung der Dinge hielt zunächst vor, und der Kampf den die Populärpartei sofort dagegen begann, wurde in leidlich gesetzlichen Formen geführt; die ehrgeizigen Generale gewöhnten sich daran ihre egoistischen Ziele durch die politische Intrigue statt durch Gewalt zu erreichen. Ein sehr wesentliches Moment der Beruhigung war ferner, daß die gefährlichste Frage welche die gracchische Revolution gezeitigt hatte, die italische, durch die Aufnahme der Bundesgenossen in die römische Gemeinde entschieden war. Nach echter Advokatentaktik hielt sich Cicero zunächst zur Opposition, wie Demosthenes und Gambetta. Ein sensationeller Repetundenprozeß wurde glücklich von ihm geführt, und als Praetor hatte er Gelegenheit sich den General der damals mit dem vollen Winde der Volksgunst fuhr, Pompeius zu verpflichten. Am 1. Januar 63 trat er sein Konsulat an, unter Umständen die voraussehen ließen, daß es nicht so ganz friedlich ablaufen würde. Gegen ihn war ein gefährlicher Geselle bei den Wahlen unterlegen, Catilina, ein heruntergekommener Adelicher, der sich schon Jahre vorher als politischer Bravo an Caesar und Crassus verdungen hatte um durch Unruhen in der Hauptstadt die Rückberufung des Pompeius von seinem orientalischen Kommando zu erzwingen. Unter Ciceros Konsulat kam das Geschwür zum Ausbruch, aber erst nachdem es seine Gefährlichkeit verloren hatte. Im Juli 63 mißlang Catilina wiederum die Bewerbung um das Konsulat; seine Hintermänner ließen ihn fallen, weil die Nachricht vom Tode Mithradats ohnehin die baldige Rückkehr des Pompeius

erwarten ließ. So stand er vor dem politischen und finanziellen Ruin, und sammelte nun eine Anzahl von Spießgesellen, meist ebenfalls heruntergekommenen Nobili, zu einer Verschwörung, die nicht unbedenklich war, aber eines tieferen politischen Zweckes entbehrte. Cicero mußte vorsichtig vorgehen, da mit dem unzuverlässigen Gerichtsverfahren nichts auszurichten war. Nach längerem Kampf im Stillen hoffte er endlich die ganze Bande so zu kompromittieren, daß alle die Stadt verlassen mußten und ihnen als einziges Mittel die in Etrurien vorbereitete Insurrektion desperater sullanischer Veteranen blieb. Das mißlang, nur Catilina ging fort, und seine in Rom zurückgelassenen Genossen schmiedeten neue Mordpläne. Der Konsul kam ihnen zuvor; es glückte ihm sie zu überführen und aufzuheben. Der unleugbare und überraschende Erfolg wurde getrübt durch die Notwendigkeit gegen die Verhafteten einzuschreiten; denn Cicero verhehlte sich nicht, daß diese Notwendigkeit ihn persönlich gefährdete. Das einzige wirksame Mittel war, die in flagranti überführten Hochverräter ohne gerichtliches Verfahren hinrichten zu lassen; aber dieses Standrecht der Notwehr war umstritten. Die Optimaten verfochten es energisch und ebenso energisch leugneten es die Popularen; ein Konsul der es anwandte, war nie vor gefährlichen Manövern eines Tribunen sicher. Cicero wählte den Ausweg der politisch und juristisch der verkehrteste war: er übte das Notstandsrecht des obersten Beamten aus, deckte sich aber durch ein Senatsvotum. *Senat nicht z. Bestrafg berechtigt: Trajanus I 556*

*cf. Mezerius Pomp. 36*

Zunächst freilich umrauschte ihn der Jubel des Volkes, und die Wonne als Retter des Vaterlandes gefeiert zu werden trug ihn über die Sorgen hinweg. Er glaubte jetzt das Ziel erreicht zu haben, aufgenommen

zu sein unter die erlauchtesten Namen der Vergangenheit, und träumte von einer stolzen Zukunft, wie er als Konsular im Senat mit seiner Rede das Staatsschiff lenkte zur Freude der Guten und den Bösen zum Verderben. Seine Eitelkeit und sein ehrlicher Idealismus täuschten ihn über den wahren Charakter der Nobilität. Für sie blieb er der Emporkömmling, und sein Vordrängen der eigenen Individualität paßte zu der *gravitas* der Lords aus den alten Familien so wenig wie seine redliche Ehrfurcht vor den großen Traditionen des Senats zu dem kalten, blasierten Egoismus mit dem die berufenen Hüter dieser Traditionen ihre eigenen Geschäfte trotz des drohenden Zusammenbruchs besorgten.

Nur zu bald sollte er erfahren daß die Nobilität den größten Lumpen, wenn er nur zu ihnen gehörte, höher schätzte als ihn, dem sie, seiner Meinung nach, ihre Rettung verdankte. Im Dezember des Jahres 62 passierte ein unerhörter Skandal. Als im Haus des Praetors Caesar das Fest der *Bona Dea* gefeiert wurde, zu dem nur Frauen Zutritt hatten, ertappte man den schönen, liederlichen P. Clodius in Weiberkleidung unter den frommen Damen. Es gab einen gewaltigen Lärm; Cicero wettete und donnerte gegen die Nichtsnutzigkeit dieser adelichen Jugend, die eben erst um ihre Schulden nicht zu bezahlen den guten Bürgern das Haus über dem Kopf hätte anstecken wollen und nun solche Schamlosigkeiten begehe. Clodius bat, flehte, intriguierte, und Ciceros vornehmer Rival Hortensius setzte durch daß er von Geschworenen abgeurteilt wurde, die der geriebene Taugenichts und Bruder Lüderlich mit leichter Mühe bestach; er wurde gegen den offenbaren Tatbestand freigesprochen. Cicero glaubte der tiefen Niedergeschlagenheit aller Gutgesinnten aufhelfen zu müssen,

geißelte die vornehmen Gönner des Frevlers, verhöhnte die bestechlichen Richter und überschüttete Clodius selbst im Senat mit der Lauge seines Witzes, den nicht für sich behalten zu können immer sein Verhängnis war. Was halfen ihm Beifall und Gelächter? Er hatte sich einen gefährlichen, rücksichtslosen Todfeind gemacht; die vornehmen Optimaten waren zu blasiert um sich für ihn zu rühren, und die Freundschaft mit Pompeius, die zu pflegen ihm sehr klug vorkam, sollte ihm nichts nützen, weil er am wenigsten der Mann war, dem General, der keine reale Macht mehr besaß, im Senat, der jenem nicht traute, eine autoritative Stellung zu schaffen. Pompeius und Crassus wurden von Caesar bei Beginn seines Konsulats 59 zu dem heimlichen Bunde gewonnen, der dem Senat jede Möglichkeit einer selbständigen Politik nahm und alle welche sich nicht fügen wollten, zur Ohnmacht verurteilte. Cicero konnte es nicht fassen daß seine Rolle als Konsular, als Hüter der Würde und Größe des traditionellen Senatsregiments, dessen faktische Misère er fortwährend beklagte, ausgespielt sein sollte; er wies alle Angebote der Machthaber mit ihnen zu paktieren, in ehrenvoller Form sich zu entfernen, zurück, versuchte vergeblich in ländlicher Zurückgezogenheit zu schriftstellern. Der Besieger der Catilinarier hielt es für seine Pflicht auf dem Posten zu bleiben, sein eigener Glaube an die stolzen Übertreibungen mit denen er seine Taten gefeiert, raubte ihm das richtige Urteil über die Sachlage. So lieferte man ihn an Clodius aus, der durch Caesar das Volkstribunat erhielt und ein Gesetz durchbrachte, das den der römische Bürger wider Recht und Gesetz getötet hätte, in Italien für vogelfrei erklärte. Als Cicero daraufhin Rom verließ, wurde das Gesetz durch ein zweites ausdrücklich auf ihn

bezogen. Bis zum Herbst des nächsten Jahres weilte er, klagend und jammernd, in Thessalonich und Dyrrhachium, ängstlich jeden Versuch ihn zurückzuberufen, verfolgend. Die Optimaten, die er in seiner Verzweiflung zu Unrecht anklagte, weil sie ihm das allein mögliche geraten hatten der Gewalt nicht zu trotzen, fühlten sich diesmal allerdings in ihm getroffen und betrieben eifrig seine Rückkehr, aber erst dann mit Erfolg, als Clodius es auch Pompeius zu arg trieb.

Cicero kam als ein anderer aus der Verbannung zurück; er war vorsichtiger geworden. Seine Lage war freilich übel. Pompeius durch Dick und Dünn zu unterstützen war schwer, da man nie wußte was er wollte; mit Crassus und Caesar war er verfeindet; die Optimaten respektierten ihn und seinen Haß gegen Clodius nicht genug. Sobald daher Caesar den Bund mit Pompeius und Crassus erneuerte und ihm, als er seinem Groll unvorsichtig Luft gemacht hatte, eine kräftige Warnung zukommen ließ, wurde er still, ja noch mehr, er demütigte sich soweit, die Helfershelfer Caesars, die er früher auf das giftigste angegriffen, in ihren Prozessen zu verteidigen. „Wenn ihr vor meinen Augen im Senat Clodius bald ernsthaft nehmt, bald kordial abküßt,“ erwiderte er den Nobili, die ihn wegen seiner Verteidigung des Vatinius interpellierten, „dann will ich auch einen Lump haben, den ich cajoliere um euch zu ärgern.“ Der Haß der Schwäche — denn noch immer war ihm Clodius furchtbar — und die Empfindlichkeit des *homo novus*, der sich nicht durchsetzen konnte, machten es den Machthabern leicht an ihm nach dem Grundsatz zu handeln, daß man den verächtlich machen muß, den man vernichten will.

Trotz aller Versuche sich selbst zu täuschen, trotz-

dem er jetzt die Höhe seines Ruhms als Sachwalter erreichte, fühlte er die Leere seines Daseins und wandte sich der Literatur zu; es ist ihm zum Heil ausgeschlagen. In seinem tiefen Fall versuchte er, elastisch, sanguinisch wie er war, sich auf sich selbst zu besinnen und auf das was ihm niemand rauben konnte. In der Schrift vom Redner ließ er den L. Crassus das Bild des philosophisch durchgebildeten Redners, eben desjenigen was zu sein er selbst erstrebt hatte, zeichnen; in den Büchern vom Staat stellte er im Gegensatz zu den Idealstaaten der Philosophen den römischen Staat, wie er einst war, als denjenigen dar, der den Anforderungen der Theorie am besten entspräche. Seine reine Begeisterung für das alte Rom sollte ihn hinausheben über das Elend der Gegenwart; und wenn er erst das Idealbild eines römischen Staatsmannes zeichnet, dann den Traum Scipios an den Schluß stellt, der zu den Sternen entückt in der Weite des Kosmos auf die Kleinlichkeit alles Irdischen hinabblickt, dann sucht er im Reich der Gedanken den Trost dafür daß seine politischen Hoffnungen ein so jämmerliches Ende gefunden. Das ist hellenisch, nicht römisch gedacht. Ein stärkerer Charakter, ein Mann mit politischem Wollen wäre in seiner damaligen Misère zugrunde gegangen; ihn rettete die Freude daran daß er seine Ideale gestalten konnte. Daß diese Ideale aus griechischer entlehnter Wissenschaft und römischer Wirklichkeit, aus einem warmerherzigen Streben nach dem Großen und naivem Genuß der eigenen Persönlichkeit seltsam gemischt waren, war er glücklich genug, nicht zu fühlen. Ungestört durch allzustrenge Selbstkritik konnte er sich der Freude daran hingeben, daß seinem formalen Talent der kühne Wurf gelang, die vornehmste Gattung der griechischen Prosa,

den philosophischen Dialog, ins römische Wesen zu übertragen. Ein Grieche der damaligen Zeit hätte nicht in der Weise mit dem Pontiker Herakleides und dem jungen Aristoteles wetteifern können; denn nach dem Sturz der hellenistischen Monarchien fehlte den Griechen die notwendige Voraussetzung des literarischen Dialogs, eine vornehme Gesellschaft der ein fester Stil der Lebensformen und der Sprache den Reiz des Sicheren und Freien verleiht. In Rom existierte eine solche Gesellschaft, und daß Cicero sie in seinen Dialogen gebildeter darstellt als sie war, ihr einen geistigen und sittlichen Inhalt leiht, den er nicht aus ihr, sondern aus sich selbst nahm, ist eine künstlerische Leistung die den unbefangenen Leser über eine gewisse Unklarheit der philosophischen Gedanken hinwegtäuschen kann und darf.

Ein Gesetz, das der allmählich sich entfesselnde Streit des Senats mit Caesar hervorgerufen hatte, zwang Cicero 51 nach Cilicien als Statthalter zu gehen. Er tat es ungern, denn er war kein Staatsmann der eine Wonne im Befehlen findet. Aber er war auch kein römischer Lord, dem die Verwaltung einer Provinz ein Geschäft war, bei dem es nur darauf ankam einen möglichst hohen Gewinn für sich und seine Freunde herauszuschlagen. An ihm war die Lehre der Philosophie nicht so abgeglitten wie an den römischen Durchschnittspolitiker der sinkenden Republik, und es kann keinem Zweifel unterliegen daß er so menschlich und uneigennützig regiert hat wie es das korrupte Senats- und Kapitalistenregiment gestattete. Schwierige militärische Aufgaben blieben ihm erspart. Die Parther, vor denen ihm sehr bange war, taten ihm den Gefallen ruhig zu bleiben, und ein tüchtiger Unterbefehlshaber verschaffte ihm den billigen Ruhm, ein cilicisches Räubernest zu

erobern und sich von den Soldaten zum Imperator ausrufen zu lassen. Der Lorbeer umwand die Fasces seiner Lictoren, als er den italischen Boden wieder betrat, und er konnte hoffen als Triumphator einzuziehen, wenn nicht der Streit zwischen Caesar und Pompeius immer bedrohlichere Formen angenommen hätte. Die Briefe dieser Zeit, die sehr vollständig vorliegen, oft den täglichen Wechsel der Stimmung anzeigen, sind ein ganz einziges Beispiel für die Wirkungen eines großen historischen Dramas auf ein einzelnes Individuum, das zur Machtlosigkeit verdammt ist und sich doch selbst zu hoch stellt um teilnahmlos dem Ringen der Gewalthaber, der Auflösung der Republik zuzusehen. Es war das tragische Los des Mannes, daß seine von ihm selbst bewunderte Vergangenheit ihn immer wieder in die Politik hineinzog und daß die politischen Konflikte Dimensionen angenommen hatten, denen nur stahlharte Naturen gewachsen waren. Er mußte sich entscheiden und konnte es nicht; denn es war ihm innerlich unmöglich die Zukunft rein nach politischen oder gar militärischen Erwägungen zu berechnen. Caesar war ihm widerwärtig: er wollte die Tyrannis und war umgeben von einer Rotte verzweifelter Revolutionäre, mit denen kein anständiger Mensch etwas zu tun haben wollte und konnte. Aber mit Pompeius gegen Caesar kämpfen, das war abscheulich, war Bürgerkrieg. Es ist billig, nachträglich zu behaupten daß der Consular, der so viel von den Pflichten des Bürgers und Römers geredet und geschrieben hatte, sich in die Stille des Privatlebens hätte zurückziehen müssen. Solch ein geistiger Selbstmord vollzieht sich nicht so rasch, auch hätten Pompeius und die Optimaten ihm nicht erlaubt sich in Sicherheit zu bringen, während sie für die Republik

kämpften. Weil er sich zu nichts entschließen konnte, hoffte er bis zuletzt auf Frieden, half bei den Verhandlungen ohne die militärische Lage zu übersehen, war außer sich, als Pompeius aus strategischen Gründen erst Rom und dann Italien aufgab. Der Aufforderung des Pompeius nach Brundisium zu kommen, mit ihm nach dem Osten zu gehen, scheute er sich zu folgen; damit würde er Caesar tödlich beleidigen und, wenn es doch zum Frieden kam, als das Opferlamm fallen: man sieht wie die Erinnerungen von 58 nachwirken. So blieb er auf seinen Landgütern sitzen, erklärte jedoch Caesars Einladung, in den Senat oder vielmehr den kleinen Rest des Senats, der in Rom geblieben war, zu kommen, für eine unwürdige Zumutung. Wochenlang zauderte er mit der Abreise, und doch ließ es ihm in Italien keine Ruhe. Er fürchtete die Proscriptionen der siegreichen Optimaten, fürchtete ihren Sieg, auch für sich selbst, noch widerwärtiger war der Gedanke daß der Tyrann siegen könnte: wo sollte er hin? Schließlich ging er doch hinüber, wie er selbst schreibt, nicht um der Republik willen — „sondern weil mich niemand für undankbar halten soll gegen den der mich aus dem Unglück in das er mich gestürzt, wieder aufgerichtet hat, und ferner, weil ich das Treiben der Caesarianer hier nicht ansehen kann“.

Die Nachricht von Caesars Sieg bei Pharsalos erhielt er in Dyrrhachion, wo er nach dem Abmarsch der beiden Heere nach Thessalien zurückgeblieben war. Den Krieg fortzuführen, wie Cato und andere wollten, schien ihm aussichtslos; in völlig gebrochenem Zustand kam er in Brundisium an, und der weitere Verlauf der Dinge erhöhte seine Verzweiflung. Er wäre froh gewesen, wenn Caesars Sieg sich rasch entschieden hätte,

hatte damit gerechnet: nun saß Caesar in Alexandrien fest, und in Afrika bildete sich ein neuer Herd des Widerstandes gegen ihn aus. Wehe, wenn die Pompeianer siegten; Cicero wußte genau, daß diese rabiaten Reaktionäre, die von nichts als Blut und Hinrichtungen träumten, ihn am allerwenigsten schonen würden. Von Caesar andererseits, der in Alexandrien belagert wurde, war kein Bescheid über seine Begnadigung zu bekommen. So wußte er nicht aus noch ein. Endlich, nach monatelangem Warten erhielt er von Caesar gnädige Briefe, traf auch persönlich mit ihm zusammen. Ein Brief des Brutus, der im Lager des Pompeius zu den reaktionären Ultras gehört hatte, nach Pharsalos aber zu Caesar übergetreten war, suchte ihn aufzurichten, erinnerte ihn an seine Taten. Noch war er in schwerster Sorge wegen des afrikanischen Krieges. Der Sieg Caesars war keineswegs sicher, er wünschte ihn auch nicht; siegten umgekehrt Scipio und Juba, dann waren seine Tage gezählt. Da tröstete er sich damit daß er die berühmten stoischen Paradoxen daß nur das sittlich Gute wertvoll sei, daß die Tugend zur Glückseligkeit genüge, rhetorisch ausführte. Der gleichen Zeit als er ängstlich auf den Ausgang des afrikanischen Krieges wartete, gehört ein größeres Werk an, ebenso wie die *Paradoxa*, an Brutus gerichtet und auf ihn berechnet. Atticus hatte dem Freunde eine chronologische Tabelle der politischen und literarischen Geschichte Roms geschickt. Sie war keine hervorragende schriftstellerische oder wissenschaftliche Leistung, sondern nichts weiter als eine geschickte Spekulation des betriebsamen Buchhändlers, aber sie wirkte mächtig auf Ciceros damalige trübe und verzweifelte Stimmung. In langen Reihen zogen die berühmten Namen des römischen Forums an

ihm vorüber: wehmütig erinnerte er sich seiner Hoffnung, wie diese, durch Ansehn, Weisheit und Rede zu glänzen. Das war jetzt alles vorbei durch den unseligen Bürgerkrieg. Und doch, ein oratorisches Testament wollte er hinterlassen, ehe der Tod oder die Tyranis ihm den Mund schloß. Aus den trockenen Daten der Tabelle des Atticus spann er eine Geschichte der römischen Beredsamkeit heraus, an den Schluß kamen Hortensius, sein verstorbener Rival, und er selbst zu stehen; er erzählt ausführlich seinen Bildungsgang. Jedes Eingehen auf die Politik wird vermieden; die Entscheidung war eben noch nicht gefallen. Aber daß Caesar in einer Dedikation Cicero den Schöpfer der lateinischen Kunstprosa genannt hatte, wird berichtet mit dem Zusatz: „allerdings hat der welcher Rom die Fülle der Rede gegeben hat“ — wie Cicero es vermöge seiner philosophischen Bildung getan zu haben glaubte — „mehr für die Ehre der Nation getan als die welche in der Liste der Triumphe stehen, weil sie eine Raubburg der Ligurer erstürmt haben“. Er wollte es noch einmal sagen, jetzt wo er am Schluß seiner Laufbahn stand, daß er mehr gewesen war als diese hochmütigen Nobili, die ihn nie zu den ihrigen gerechnet hatten.

Noch ein besonderer Grund trieb ihn, sich Brutus gegenüber hinzustellen als den der Rom eine wahrhaft philosophische, gebildete Redekunst geschenkt hatte, im Gegensatz zu Hortensius, der wie die kleinasiatischen Rhetoren Pointen suchte und mit tönendem Schwulst und prunkenden Wortbildungen das Publikum blendete. In dem letzten Jahrzehnt war unter den jungen römischen Poeten, die sich um den begabten Licinius Calvus scharten, eine Richtung aufgekommen, die den Spruch *l'art pour l'art* mit der Rücksichtslosigkeit einer selbst-

bewußten Künstlerclique verfocht. Wie in der Poesie, so sollte auch in der Prosa nur das Urteil des Kenners gelten, jedes Wort war auf die Goldwage zu legen, der Rhythmus der Rede fein abzumessen: das volle, rauschende Pathos des M. Tullius, des „beredtesten Romulusenkels“, wie Catull spöttisch ihn titulierte, galt für einen überwundenen Standpunkt. Sowohl Caesar wie Brutus huldigten dieser Richtung: Cicero griff daher das höfliche Kompliment jenes auf, und hielt diesem vor daß er längst eine gebildete Beredsamkeit an die Stelle der advokatorischen Routine gesetzt und den asianischen Stil überwunden habe, den den Kunstgesetzen der Prosa widerspreche. Wenn Brutus ein Redner von Urteil und Bildung sein wolle, so führe er in Wahrheit sein, Ciceros Werk, fort.

Die Nachricht von dem Siege Caesars bei Thapsus gab Cicero neues Leben; mit einer wunderbaren Elastizität schnellten seine Hoffnungen wieder empor, als die Angst vor den Proscriptionen der Pompeianer von ihm genommen war. Jetzt machte er sich an Varro, den gelehrten Romantiker Roms, heran, in der Erwartung daß jener von Caesar bei der Neuordnung der Dinge herangezogen werden würde: er dachte daran seine theoretische Schriftstellerei über den besten Staat wieder aufzunehmen und sie an Caesars Adresse zu richten. In diese Projekte hinein fiel die Nachricht von Catos Selbstmord in Utica, ein schwerer Schlag für Cicero. Nachdem dieser Mann mit der Tat bewiesen hatte daß nach der Vernichtung der republikanischen Freiheit das Leben für den Philosophen nicht mehr zu ertragen war, kam er sich tiefgedemütigt vor. Hielten doch Optimaten in Rom mit der Meinung nicht zurück, daß es eine Schande sei, wenn er sich seines Lebens freue und Cato freiwillig in den

Tod gegangen sei. Er stand mit Caesar nicht schlecht, mit seinen Offizieren Hirtius und Pansa vortrefflich, deren Diners er mitmachte und mit denen er rhetorische Übungen abhielt; aber ihm war nicht wohl dabei. Die Aufforderung über Catos Tod zu schreiben scheint von den Caesarianern ausgegangen zu sein, die hofften daß eine Schrift Ciceros den für die caesarianische Sache sehr ungünstigen Eindruck von Catos Tod verwischen würde: als Cicero sich ans Werk machte, schrieb er sich wieder in den Gegensatz zu der neuen Ordnung hinein, so daß Caesar selbst eine Gegenschrift losließ und schließlich den beredten Lobredner seines Gegners zwang, sich bei ihm zu entschuldigen.

Immer deutlicher hob sich die kommende Monarchie heraus, in welcher für den Redner, der sich im Senat so gern hatte hören lassen, kein Platz war. Er war nicht offen feindlich gegen den Alleinherrscher, geriet wiederum in tödliche Angst, als der Krieg mit Pompeius Söhnen in Spanien gefährlich wurde, aber er vermochte sich nicht darin zu finden daß er bei Caesar anti-chambrieren mußte, wenn er etwas erreichen wollte, und den bevorstehenden Partherkrieg mit einer Nachahmung der offenen Briefe des Aristoteles und Theopomp an Alexander zu feiern, was man im caesarianischen Lager gern gesehen hätte, war ihm unmöglich, so oft er auch die Feder dazu ansetzte. In dumpfem Groll schlichen ihm die Tage hin.

Schon im Sommer 46, als er den Cato vollendet hatte und für seine rhetorischen Prinzipien in einer Schrift in der er den vollkommenen Redner nach sich selbst zeichnete, noch einmal eingetreten war, warf er sich mit voller Kraft auf die Philosophie, las und schrieb Tag und Nacht, wie er Atticus berichtete. In diesen

Tagen stand seine Seele den Mahnworten offen, mit denen der junge Aristoteles einst das Evangelium der Philosophie gepredigt hatte, und ihm kam der Gedanke eines Gesprächs in dem er dem Redner den Philosophen gegenüberstellte. Wenn er die Sieger lustig schwelgen und prassen sah, wenn an ihn selbst die Versuchung herantrat mit Witz und Laune sich über den Rest seines Lebens hinwegzutäuschen, dann empfand er das Verlangen sich durch eine Widerlegung Epikurs innerlich zu befreien. Zum Abschluß kam er nicht; seine Projekte waren noch angelegt auf die große und prächtige Form die er den sorgfältig ausgearbeiteten Büchern über den Staat gegeben hatte, und er empfand vorerst das Bedürfnis nicht die sich drängenden Pläne rasch zu Ende zu führen, bis der Tod seiner Tochter Tullia ihn mit übermächtigem Zwang zum Schreiben trieb, und er nun eine fieberhafte Produktionskraft entwickelte. Die philosophischen Schriften dieser Periode stechen von den früheren nicht zu ihren Gunsten ab, und um so weniger, je später sie sind, je dürftiger die eigenen Vorarbeiten waren; man merkt ihnen allen an daß er rasch arbeitete um sich zu betäuben. Bewunderungswürdig dagegen ist das formale Geschick der Sprache. Das Latein, dem der Artikel fehlt, das keine Worte zusammensetzen kann, dessen Syntax jeder Geschmeidigkeit ermangelt, war zur Darstellung der hellenistischen Philosophie, die über eine reiche Terminologie verfügte und alle Gattungen des wissenschaftlichen Stils vom trockensten Kathedergriechisch bis zur blühenden Fülle philosophischer Rhetorik ausgebildet hatte, so ungeeignet wie möglich, und trotzdem hat Cicero, und er allein, es fertig gebracht daß es zu einem zwar unvollkommenen, aber doch brauchbaren Ausdrucksmittel auch für Philosophen wurde.

Hortens.

De finib.?

Er saß noch mitten in der Schriftstellerei, sah es kommen wie der siegreich geführte Partherfeldzug die neue Universalmonarchie bringen würde, als an den Iden des März 44 Caesar den Dolchen der Verschworenen erlag. Als sie durch die Straßen stürmten und das Volk zur Freiheit aufriefen, ertönte sein Name. Nicht als ob er um die Verschwörung gewußt hätte; sein Name war für das große Publikum das Symbol der Republik, nicht einer Partei; Caesar hatte seine Gründe, wenn er seine publicistischen Dienste wünschte. Er begrüßte den Mord des Tyrannen mit unverhohlenem Jubel; doch nur zu bald stellte sich heraus daß auch Caesars Geist für seine Mörder zu stark war. War Caesar ein Tyrann gewesen, wie die Verschworenen behaupteten, so mußte der Senat alles kassieren, was der größte Herrschergeist geschaffen, den die Welt seit Alexander gesehen hatte: zu so blinder Zerstörung konnte kein halbwegs Vernünftiger seine Zustimmung geben. Erkannte man aber Caesars Regiment an, dann war der Consul M. Antonius der berufene Ausführer seines Willens, und der Marschall, der beim Kaiser in die Schule gegangen war, war bei aller Brutalität und Zügellosigkeit ein sehr viel besserer Staatsmann als Cicero der Idealist und Brutus der Fanatiker. Schritt für Schritt warf er die Freiheitshelden zurück und sicherte seine politische und militärische Situation gegen die Restauration des Senatsregiments, die er erwarten mußte. Nach ein paar Monaten brachte er die Dinge dahin daß die Tyrannenmörder die bewaffnete Revolution proklamieren mußten, wenn sie die Früchte ihrer Tat ernten wollten. Brutus grollte daß das undankbare römische Volk, daß der Senat, daß die Republik sich von den Mördern nicht retten lassen wollte. Ciceros Klagen und Jammern nützte ihm nichts,

und er war vollends unzufrieden, als jener den verständigen Plan faßte Italien zu verlassen und sich nach Griechenland zurückzuziehen. Kalt, verschlossen, hochmütig, hatte er den warmherzigen, sanguinischen, eitlen Greis nie geliebt und nie geachtet, ihn stets nur gebraucht, wann und wie es ihm gut schien. Als er, der leidenschaftliche Optimat, zu Caesar übertrat in dem Wahn ihn lenken zu können, suchte er Ciceros Freundschaft, um so die Reinheit seiner Absichten zu manifestieren, ließ sich aber nicht abhalten ihn später ungezogen zu behandeln; als er merkte daß Caesar in ihm nur einen Träumer sah, dessen Ergebenheit ihm nützte, aber ihn zu nichts verpflichtete, und er nun gekränkt seinen Wohltäter niederstach wie Butler Wallenstein, da war ihm Ciceros Name ein bequemes Programm; jetzt als er nach dem Osten ging um die Fahne des Aufruhrs zu erheben, appellierte er an das leicht entzündliche Ehrgefühl des Alten und trieb ihn nach Rom zurück um im Senat einen Agitator gegen Antonius zu haben. Freilich wurde es dem Consul zunächst leicht den sehr nervösen Redner ins Bockshorn zu jagen, aber die Dinge änderten sich, als der junge Caesar auftrat. Es wird immer staunenswert bleiben wie dieser kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling das diplomatische Meisterstück zu Wege brachte, zugleich die Erbschaft seines Vaters anzutreten und den Senat seinen Zwecken dienstbar zu machen; ermöglicht ist ihm dies Meisterstück durch die Torheiten Ciceros. Der kluge „Knabe“, wie Cicero ihn nannte, wußte mit seinen höflichen, devoten Formen den Alten, der Antonius wegen seiner soldatischen Rücksichtslosigkeiten und seiner unverhohlenen Verachtung des Senats nicht ausstehen konnte, vollständig kirre zu machen; er traute

es sich zu, den Jüngling mit dem gefährlichen Namen zum Wohl der Republik zu leiten, und sah gar nicht, daß Antonius der legitime Consul der Republik, der junge Caesar rechtlich ein Aufrührer war, der ohne irgend einen gesetzlichen Auftrag, nur als Erbe seines Vaters ein Heer angeworben hatte, daß Caesars Veteranen, die dieser Aufrührer dem Senat zuführte, im Fall des Siegs dem Senat nie gehorchen würden. Unbekümmert um politische und militärische Erwägungen, nur von dem augenblicklichen Gefühl beherrscht, eröffnete er jetzt unter dem Schutz der von Caesar dem Sohn geführten Veteranen Caesars des Vaters im Senat den Redefeldzug gegen den verhaßten Marschall, so maßlos sich am eignen Zorn berauschend, daß er jede Möglichkeit der Verständigung ausschloß. Caesars Zweck wurde erreicht, der Senat verschaffte ihm die Macht die er brauchte um Antonius Respekt einzuflößen. Als dieser, bei Mutina geschlagen, Italien verließ, geächtet, der Vernichtung, wie es schien, preisgegeben, stand Cicero im Zenith des Ruhmes. Was er sich in seiner Jugend gewünscht, worauf er als Mann so schwer verzichtet hatte, mit seiner Rede den Staat zu lenken, jetzt wars ihm vom Geschick gegeben: er steuerte die Republik und sich selbst direkt ins Verderben hinein. Er wandte eine fieberhafte Tätigkeit daran, die caesarischen Generale in den Provinzen zu gewinnen, sie gegen Antonius zu hetzen; diese warteten vorsichtig den Gang der Dinge ab und dachten nicht daran, ihre Regimenter erprobter Truppen für den Senat marschieren zu lassen, der es ihnen doch nicht gelohnt hätte. Es dauerte nicht lange, und Antonius hatte wieder eine furchtbare Macht zusammen. Der junge Caesar dagegen präsentierte seine Rechnung; die Ehrungen die Cicero in reichem Maße

ihm verschafft, wegen deren Brutus dem Redner die zornigsten Briefe geschrieben hatte, waren dem Knaben zu wenig; er verlangte das Consulat. Cicero ahnte jetzt was er angerichtet hatte. In dem letzten Briefe der von ihm erhalten ist, schreibt er: „Das ist mein größter Kummer daß ich, der ich mich der Republik für den jungen Mann, was sage ich, für den Knaben verbürgt habe, kaum glaube mein Versprechen halten zu können. Allerdings hoffe ich noch, ihn in der Hand zu behalten; seine Anlage ist gut, aber seine Jugend leicht zu beeinflussen, viele sind darauf aus ihn zu verderben, in der Hoffnung, seinen natürlichen Scharfblick dadurch blenden zu können, daß sie ihm das Trugbild einer falschen Ehre vorhalten. So habe ich zu allem übrigen auch noch die Last, alles aufbieten zu müssen um den jungen Mann festzuhalten, damit man nicht sagt, ich sei leichtsinnig gewesen.“

Es kam anders. Die alten Marschälle Caesars des Vaters, Antonius, den Cicero aufs tödlichste erbittert, und Lepidus, den er erst gegen Antonius gehetzt, nachher als Verräter gebrandmarkt, schlossen mit Caesar dem Sohn, den er als seine Kreatur betrachtet hatte, den Bund ab, der zunächst das lärmende, demonstrative Senatsregiment vernichten, dann den Tod des Meisters an den Mördern, deren Heere sich im Osten sammelten, rächen sollte. Die ciceronische Politik war ohnmächtig gewesen, aber sie hatte erbittert. Die Marschälle verlangten nach einem Strafgericht für die zahllosen Beleidigungen die gegen sie geschleudert waren, und der junge Caesar hatte nichts dagegen, wenn der Senat dezimiert wurde, der seinen Plänen stets im Wege stehen mußte. Und endlich, Proscriptionen brachten rasch und sicher Geld. So erneuerten sich die Zeiten Sullas, und

die blutige Jagd ging los. Cicero war eins der ersten Opfer: ein Jahr nachdem er im Senat die Führung übernommen hatte, steckte der Kopf des Ermordeten auf der Rednerbühne des Marktes.

Ciceros höchstes Ziel war es in die erlauchte Tradition der Scipionen und Meteller durch seine Taten und seinen Ruhm eingereiht zu werden, und er war wiederum ein viel zu reich organisierter Geist, empfand sein eigenes Ich zu fein und mannigfaltig um, wie jeder regierende Stand und der römische vor allem es verlangte, seine Individualität im Stand aufgehen zu lassen. Das war ein griechischer Zug, und die griechische Weltanschauung, die ihm ursprünglich nur die Rede verschönern sollte, wurde ihm eine innere Macht, weil und je mehr seine politischen Hoffnungen ihn enttäuschten. Trotzdem blieb er zu sehr Römer, um auch dann an der Philosophie festzuhalten, wenn unfreiwillige Muße ihn nicht zwang. Er hätte ein geistvoller Zuschauer des furchtbaren Dramas werden können, das sich vor ihm und seinen Zeitgenossen abspielte, wenn nicht der Glaube an seine Taten, der Zauber seiner eigenen Worte ihm immer wieder verboten hätten, den sicheren Port aufzusuchen, der ihn dem Sturm entzog. So hat ihn der Todeskampf der Republik zermalmt, nicht nur äußerlich. Er war mehr als die Parteifanatiker der Oligarchie, die durch Selbstmord oder auf dem Schlachtfeld die Schuld büßten für eine verrottete Welt gekämpft zu haben, und weil er mehr war, hat er mehr erduldet. Der Konflikt zwischen dem Ehrgeiz einer großen Überlieferung treu zu bleiben und dem Jammer eine verlorene Gegenwart nicht retten zu können haben diese Menschenseele zerdrückt und zernagt in einem ruhelosen Auf und Nieder von trügerischer Hoffnung und

verzweifelndem Schmerz. Aber nicht nur sein Witz und seine geistige Anmut sind ihm bis zuletzt treu geblieben, treu geblieben ist ihm auch die Gabe zu sagen was er litt, und wessen Ohr offen ist, der vernimmt voll Furcht und Mitleid neben dem ehernen Tritt der weltgeschichtlichen Dike auch die Töne die der Druck eines ungeheuren Geschehens einem schwachen, lebenswürdigen, feinbesaiteten Menschenkind abgepreßt hat, das nicht ahnte daß die Nachwelt seine Geständnisse belauschen würde.

